

Das Leben

Autor(en): **Dür, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 26

PDF erstellt am: **17.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641474>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

als wenn er seine Schritte mäßigte. Erst drehte er mir halb den Rücken zu, als wenn er nicht erkannt zu werden wünsche. Dann wandte er sich plötzlich um und starrte mir gerade ins Gesicht. Unsere Augen trafen sich. In seinen Zügen lag ein Ausdruck von Angst und mit der Hand winkte er nach der Richtung des Bororts.

Ich beugte mich zum Fenster hinaus und rief ihn an. Aber ruhig, ohne sich umzusehen, setzte er seinen Weg fort und verschwand um die nächste Ecke. Ganz außer mir stürzte ich die Treppe hinunter und ihm nach. Er war aber wie von der Erde aufgelogen.

Mechanisch setzte ich meinen Weg nach dem Telegraphenamt fort. Hier war man erstaunt, als man mich so früh am Morgen eintreten sah. Ich erzählte aber, ich sei so nervös und hätte keinen Schlaf finden können. Dann schlug ich das Buch auf und suchte nach dem seltsamen Telegramm, um mich sofort auf den Weg nach dem Borort zu machen.

Als ich mich dem Hause näherte, in dem der Adressat der Depesche wohnte, fiel mir auf, daß sich eine große Menschenmenge davor angesammelt hatte. Ich drängte mich indessen durch die Menge durch. Vor der Haustür standen zwei Schutzleute, die den Eingang bewachten. Zufällig kannte ich den einen. Ich fragte ihn, was es hier gäbe.

„Es ist hier eben ein fürchterlicher Mord begangen worden“, antwortete er, „wenn Sie wünschen, können Sie hineingehen.“

Ich trat ein und man zeigte mir ein Zimmer, auf dessen Fußboden ein Mann lag. Noch sehe ich die Leiche vor mir. Sie war fürchterlich zugerichtet und lag in einer großen Blutlache. Die Beamten waren gerade im Begriff, die Taschen des Toten zu untersuchen, um, wenn möglich, nähere Aufklärung zu schaffen. Schließlich fand man ein Papier, und als es entfaltet wurde, zeigte es sich als die von mir beförderte, mit dem Buchstaben „H“ unterzeichnete Depesche.

Ich wandte aus dem Zimmer und bestieg den ersten Omnibus, der mich zum Amte brachte. Dort erzählte ich das Erlebte einem Kollegen und zeigte ihm die Kopie der Depesche. Er verhielt sich meinem Berichte gegenüber äußerst skeptisch und schien an meinem Verstande zu zweifeln. Ich beschloß deshalb, nicht weiter hierüber zu sprechen.

Inzwischen verfloß ein Monat nach dem andern, ohne daß es der Behörde gelang, Aufklärung in die Sache zu schaffen. Da ereignete sich eines Tages — es war etwa ein halbes Jahr seit der schrecklichen Begebenheit verfloßen —, daß ein hoher, schlanker Mann auf dem Amt erschien. Er trat an das Schreibpult am Fenster, nahm ein Formular und setzte eine Depesche auf. Mit dem Rücken stand er mir zugewandt und ich konnte sein Gesicht nicht erkennen. Inzwischen war er fertig und trat an die Schranke heran. Da ich zufällig allein war, mußte ich die Depesche annehmen. In demselben Augenblick, als er auf mich zuschritt, fiel mein Auge auf sein Antlitz. Aber, o Schrecken! Es war der geheimnisvolle Mann, den ich in jener fürchterlichen Nacht vor sechs Monaten gesehen hatte!

Der Mann bemerkte meinen entsetzten Ausdruck und es sah aus, als wenn auch er fürchterlich erschrak. Als er sich mir aber näherte, bemerkte ich, daß sein Gesicht voller war, als dasjenige, das ich in der bewußten Nacht gesehen hatte. Außerdem war die Stirn niedriger und er hatte keine dunklen Ringe unter den Augen.

Ich nahm die Depesche aber so ruhig wie möglich entgegen. Während ich die Wort zählte, kam ein anderer Beamter herein. Ich murmelte einige Worte zu dem Fremden und trat an den Kollegen heran. Ich erzählte diesem, daß der Fremde in der einen oder anderen Weise mit dem vor sechs Monaten begangenen gräßlichen Mord in Verbindung stehen müsse, und bat ihn, sofort einen Schutzmann zu holen.

Der Fremde betrachtete uns etwas mißtrauisch, als wir miteinander flüsterten, und ich zog mich hinter die Schranke zurück. Während ich mich so stellte, als mache ich die Depesche fertig, schlich sich mein Kollege hinaus. Ich versuchte

eine Unterhaltung mit dem Fremden anzuknüpfen, dieser schien aber nicht aufgelegt. Schließlich verließ ich meinen Platz hinter der Schranke und näherte mich ihm.

„Verzeihung! Ist Ihr Name nicht Atkins?“ fragte ich, während ich seinen Arm berührte.

Das war nur eine List meinerseits, und er durchschaute mich auch sofort.

Mit einem Fluch fuhr er auf mich los und faßte mich an der Kehle.

„So, Sie glauben, daß Sie mich fassen können, Sie Trottel?“ rief er aus.

Seine Augen leuchteten in unheimlichem Glanze, und mit eisernem Griff drückte er seine Hand um meine Kehle. Vor meinen Augen wurde es schwarz und ich verlor die Besinnung.

Als ich wieder zum Bewußtsein kam, lag ich im Krankenhaus. Man erzählte mir, daß der Fremde mich fast erdrosselt hätte. Im letzten Augenblick wäre er aber übermannt worden. Im Gefängnis hatte er gestanden, daß er den Mord begangen habe. Er wurde zum Tode verurteilt. Vor seinem Ende erzählte er alle Details des Mordes und die Veranlassung dazu. Es ging daraus hervor, daß der Ermordete — er hieß Anthony Usina — von dem Bruder des Mörders in dessen Heim nach Louth eingeladen war. Usina und sein späterer Mörder waren dort wegen einer Geldangelegenheit in Streit geraten und Usina hatte dem anderen eine tüchtige Zurechtweisung erteilt. Dieser schwor ihm deshalb Rache, und als Usina einige Tage darauf nach London reiste, beschloß er, ihm zu folgen. Sein Bruder, ein sehr ehrenwerter Mann, hatte versucht, ihn zur Vernunft zu bringen und ihn in Louth zurückzuhalten, aber vergebens. Er fuhr nach London, und es glückte ihm auch, Usinas Adresse ausfindig zu machen.

Der Bruder des Mörders, der ahnte, daß ein Unglück geschehen würde, telegraphierte unverzüglich an Usina und warnte ihn. Es war das Telegramm, das ich in jener Nacht empfing.

Merkwürdigerweise befahl den Absender der Depesche wenige Stunden nachdem er sie abgeliefert hatte, ein Schlaganfall, an dem er sofort starb. In der Zwischenzeit hatte der Mörder sein Opfer gefunden und die Greuelthat verübt. Er mußte den Ermordeten vollständig überrumpelt haben, so daß dieser keine Zeit mehr fand, sich die Warnung zunutze zu machen. Das Sonderbare bei der ganzen Geschichte war, daß die beiden Brüder Zwillinge waren und einander zum verwechseln ähnlich sahen. Der Gedanke an das Verbrechen, welches sein Bruder plante, ruhte offenbar bis zum letzten Augenblick schwer auf dem Toten, und die Absendung der Depesche war sicher eine seiner letzten Handlungen. Kann man annehmen, daß seine Seele ihm keine Ruhe ließ, und daß er alles versuchte, mich nach dem Borort zu führen, damit ich den Mord verhinderte? War es Suggestion, Fernhypnose — oder was war es? Leider war es nicht geglückt. Ich glaube an keine Spukgeschichte oder ähnliches. Andererseits fehlt mir aber jede Erklärung für mein so sonderbares Abenteuer. (Aus dem Englischen von Hans Landt.)

Das Leben.

So wie man in das Leben schaut,
So wird es uns erscheinen! —
Wer Gott und eig'ner Kraft vertraut,
Dem wird es leicht erscheinen.
Wer nach dem Licht, dem Guten strebt,
Wird helle Pfade finden, —
Von hoffnungsfroher Kraft belebt
Wird viel er überwinden. —
Wer aber trüb ins Leben blüht
Der wird es trübe finden,
Der wird von Sorgen eng umstrickt, —
Kalt wird sein Dasein schwinden. Ernst Dür.